

Antirassismuspädagogik und Critical Whiteness in der Bildungsarbeit entwicklungs politischer Freiwilligendienste – Theoretische Annäherung und praktische Implikationen

Christine Krüger

M. A., Dipl. Soz. Arb./Dipl. Soz. päd.

Doktorandin Universität Kassel, Fachbereich Humanwissenschaften

Schlagworte: Critical Whiteness, Weißsein, Rassismus, Globales Lernen, Entwicklungspolitische Bildung, weltwärts

1. Einführung

Die antirassistische Bildungsarbeit ist einer der Schwerpunkte in der pädagogischen Begleitung von Freiwilligen, die einen Dienst im Ausland leisten. Dieser Schwerpunkt begründet sich offenkundig aus der deutschen Geschichte und der Tradition der Freiwilligendienste als Programme der Begegnung und der Friedensarbeit nach dem Zweiten Weltkrieg. Insbesondere für Freiwillige, die sich für einen Dienst mit einem entwicklungs politischen Hintergrund entschieden haben, scheint das Thema Antirassismus besonders aktuell. Für diese Auseinandersetzung gibt es verschiedene Konzepte. Einen Ansatz bieten Erkenntnisse aus der theoretischen Auseinandersetzung mit Critical Whiteness, das seit einigen Jahren Teil der entwicklungs politischen Bildungsarbeit ist.

In diesem Zusammenhang möchte ich der Frage nachgehen, ob eine Übertragung der Critical Whiteness Studies auf die pädagogische Arbeit im Bereich der internationalen Freiwilligendienste deutscher Träger bruchlos möglich ist. Der Beitrag besteht aus zwei Teilen: Im ersten Teil werden die theoretischen Erkenntnisse der Critical Whiteness Studies zunächst genauer betrachtet, um die dem Ansatz immanenten Erklärungsmuster in Bezug auf Rassismus und dem Umgang damit zu verdeutlichen. In einem zweiten Schritt werden diese Erkenntnisse an die pädagogische Praxis mit Freiwilligen geknüpft und die Schwierigkeiten in der Übertragung dieser theoretischen Auseinandersetzung auf eine pädagogische Praxis erörtert. Die Auseinandersetzung erfolgt dabei aus der Perspektive einer Pädagogin, die Freiwillige sowohl für einen europäischen als auch für einen entwicklungs politischen Freiwilligendienst vor- und nachbereitet.

Innerhalb der folgenden Auseinandersetzung werde ich zwischen Critical Whiteness Studies (CWS) und Critical Whiteness (CW) unterschieden. Der erste Begriff bezieht sich auf die wissenschaftliche Auseinandersetzung innerhalb der Rassismusforschung. Ist dagegen eine weniger theoretisch fundierte, weniger wissenschaftlich begründete Auffassung gemeint, sondern vielmehr ein politisch motivierter Ansatz der Übersetzung in die antirassistische Bewegung, wird von Critical

Whiteness (CW) gesprochen. Da sich diese Kommentierung auf die Auseinandersetzung im bundesdeutschen Kontext bezieht, stützt sich der nachfolgende Beitrag hauptsächlich auf deutsche AutorInnen.

2. Zur Konstruktion von „Schwarz“ und „Weiß“ – der Versuch, strukturellen Rassismus zu erklären

Die Annahmen der Critical Whiteness Studies auf die Bildungsarbeit mit internationalen Freiwilligen anzuwenden, erscheint auf den ersten Blick schlüssig und verlockend. Es kann nicht geleugnet werden, dass im Zusammenhang internationaler Freiwilligendienste wie beispielsweise *weltwärts* vielfach weiße Jugendliche in Kontakt mit schwarzen Gesellschaften treten. Schon begrifflich scheint dies gerade der Forschungsgegenstand der Critical Whiteness Studies zu sein, sollen doch hier Privilegien und Vormachstellungen weißer Menschen gegenüber schwarzen Menschen erklärt werden und Strategien zu deren Überwindung entwickelt werden.

Den Referenzrahmen für die CWS bilden zudem postkoloniale Theorien, in denen Fragen um Macht und Ungleichheit nachgegangen wird (Röggla 2012: 31). Hier werden gewaltsame Prozesse der Inklusion und Exklusion betrachtet, die sich durch eurozentrische Wertvorstellungen konstituieren. Die Critical Whiteness Studies untersuchen in Bezug darauf rassistische Strukturen in gesellschaftlichen Zusammenhängen und die damit verbundene Konstruktion von Hierarchien. Dabei wird jedoch nicht die Konstruktion des „Anderen“ in den Fokus gerückt, sondern das „Weißsein“ als historisch gewachsene Kategorie struktureller Privilegien zum legitimierungspflichtigen Gegenstand ernannt. Dadurch soll innerhalb der CWS die Perspektive gewechselt werden, vom vermeintlich Divergenten auf die gesellschaftliche Norm. Sie richtet sich auf das Subjekt in seiner als hegemonial gesetzten Position. „Weißsein“ wird damit als „Selbstkonzept“ verstanden, von dem „Schwarzsein“ als Abweichung gilt (Röggla 2012: 64 ff.).

„Weißsein“ und „Schwarzsein“ orientieren sich nach dem Verständnis der Mehrheit der bundesdeutschen AutorInnen der CWS somit nicht ausschließlich an der Beschaffenheit der Haut, der Physiognomie eines Menschen, sondern sind vielmehr kulturell, historisch oder geografisch geprägt. „Weißsein“ ist „als eine Konstruktion des Rassismus zu lesen, die kollektive Wahrnehmungs-, Wissens- und Handlungsmuster konstituiert hat“ (Arndt 2009: 342). Der Begriff, der von manchen VertreterInnen der CWS oftmals lediglich auf Ethnizität beschränkt bleibt, entfernt sich in dieser Definition von der vereinfachten Bipolarität von „Schwarz“ und „Weiß“. Dabei, so die Kritik der CWS, bleibt „Weißsein“ eine unsichtbare gesellschaftliche Norm, die nicht ausgewiesen oder legitimiert werden muss. Im Postulat der CWS soll das verändert werden, „Weißsein“ soll zu einer Analysekatgorie werden, die sich kritisch mit gesellschaftlichen Verhältnissen aus-

einander setzt. „Weißsein“ ist dabei die Norm der Mehrheitsgesellschaft und mit Privilegien verbunden. Die Begriffe „Schwarz“ und „Weiß“ werden so zu sozialen Konstruktionen, die auf „symbolische Ordnung in gesellschaftlichen Machtverhältnissen“ (Wachendorfer 2001: 99) hinweisen.

Innerhalb dieser theoretischen Auseinandersetzung bleiben jedoch bis dato Begrifflichkeiten ungeklärt. Die Begriffe Rassismus und Hegemonie werden als Axiome vorausgesetzt, was sich insbesondere in der Frage widerspiegelt, ob „Weißsein“ durch das Subjekt „abgelegt“ werden kann. Zum einen wird mit „Weißsein“ eine gesellschaftliche, politische Positionierung bezeichnet, die „erkauft, erkämpft und verloren werden“ kann (Röggla 2012: 30). Auf der anderen Seite gibt es VertreterInnen, nach denen „Weißsein“ nicht überwunden, sondern lediglich mit „Bewusstsein, Scham und Reflexionsbereitschaft“ (Arndt 2009: 356) wahrgenommen und „gezähmt“ werden kann. „Weißsein“ wird damit zu einer Zuschreibung, die nicht verhandelbar ist und deren Zurückweisung Gefahr läuft, eben die benannten hegemonialen Positionierungen zu bestätigen und zu bestärken. An dieser Stelle wird deutlich, wie sich in manchen Auseinandersetzungen innerhalb der CWS Theorie mit Moral und Politik mischen, was sicherlich eine Erklärung für die oft mit Emotionalität geführten Debatten innerhalb dieses Forschungsansatzes ist.

Im bundesdeutschen Kontext beziehen sich die CWS insbesondere auf den postkolonialen Rassismus. Zum einen in der bisher nicht erfolgten kritischen Aufarbeitung des deutschen Kolonialismus³ in der Öffentlichkeit, zum anderen in der fortwährenden Diskriminierung „Schwarzer“ Menschen in Deutschland. Um das, was die CWS jedoch in den Blick nehmen möchte, nämlich strukturellen Rassismus, muss ein weiterer Bogen um den Rassismusdiskurs im bundesdeutschen Kontext gezogen werden. Dieser Bogen spannt sich über die deutsche Kaiser- und Kolonialzeit, über den Nationalsozialismus bis hin zu der Propagierung von „Ethnopluralismus“ und „deutscher Leitkultur“. In dieser Auseinandersetzung wird deutlich, dass Rassismus in Deutschland über eine Kategorie von „Weiß“ hinaus geht.

Die nationale Zugehörigkeit war während der Kaiserzeit und dem Nationalsozialismus an die Abstammung des „Blutes“ und an die physischen Merkmale eines Menschen, eher als auf dessen Herkunft, geknüpft. Diese äußere Gestalt des Rassismus hat sich nach dem Holocaust grundlegend verändert. Weg vom „Kolonialrassismus“ wendet man sich dem „Kulturrassismus“ hin, der sich auf die angeblich kulturell bedingte Fremdheit der Ethnien („Ethnopluralismus“) konzentriert.

3 Gemeint ist die Zeit zwischen den Jahren 1871 und 1918 mit der deutschen Kolonialisierung von Gebieten auf dem afrikanischen Kontinent, in der Südsee und dem heutigen China.

Es wird eine „Kulturnation“ angestrebt, die sich u. a. durch eine gemeinsame Sprache, Literatur und gleiche Verhaltensweisen auf der Basis gemeinsamer Normen und Werte auszeichnet. Durch die Begründung der Abgrenzung durch Kulturräume wird die Verwendung des Begriffes Rasse bewusst vermieden, was den rassistischen Charakter dieses Phänomens jedoch nicht verdecken kann. Aber auch diese Konstruktion der „Neuen Rechten“ führt zum Begriff des „Deutschsein“ innerhalb einer „deutschen Leitkultur“.

In dieser groben Skizzierung zeigen sich „Weißsein“ und „Deutschsein“ als kongruente Kategorien. Die Zugehörigkeit zur „Weißen“ Mehrheitsgesellschaft, so wie sie in den CWS konstruiert wird, ist immer auch an die Herkunft als „Deutsch“ sowie die Bekenntnis zum „Deutschsein“ markiert. Rassismus sei immer eine „Mischung aus biologischen und kulturellen Anteilen“ (Priester 2003: 243) gewesen. Im „Deutschsein“ verbinden sich rassifizierte Merkmale mit Herkunft, Nationalität und kulturelle sowie religiöse Praktiken. Hier wird deutlich, dass die binär gedachte symbolische Ordnung von „Schwarz“ und „Weiß“ nicht ausreicht, um Rassismen innerhalb Deutschlands zu beschreiben und zu erklären. Der Rassismusbegriff der CWS ist sehr eng gefasst und beschränkt sich auf die Auseinandersetzung mit postkolonialen Strukturen innerhalb einer „Weißen“ Mehrheitsgesellschaft. Die CWS verbleiben damit in einer Essentialisierung, die sie eigentlich zu überwinden trachten.

Die Auseinandersetzung innerhalb der CWS zielt auf den strukturellen Rassismus und ordnet sich so auf gesellschaftlicher Ebene ein. Die CWS bieten hingegen keine Erklärungen für Rassismen, die auf individueller Ebene ansetzen, auf Vorurteilen basieren und zur Ausgrenzung von Minderheiten in einer Mehrheitsgesellschaft führen. Darüber hinaus sind Dichotomien von „Schwarz-Sein“ und „Weiß-Sein“ lediglich eine Betrachtungsweise auf die Herstellung gesellschaftlicher Machtstrukturen. Selbst wenn sich die Theorie der CWS mittlerweile auch auf die Schnittstellen zu Klassenlagen und Sexismus beziehen, so bleibt die praktische Umsetzung in den Bildungskontext oft bei der Unterscheidung durch Hautfarbe, womöglich in Bezug auf (deutsche) Kolonialgeschichte, stehen. Diese Einschränkung lässt andere wichtige Themenkomplexe in Zusammenhang mit gesellschaftlichen Ungleichheiten leicht außer Acht, wie beispielsweise sexuelle Orientierung, Geschlecht, soziale Klassen sowie das Leben mit körperlichen und geistigen Einschränkungen. Jedoch sind auch diese im entwicklungs politischen Kontext von Bedeutung, arbeiten Freiwillige in ihren Einsatzländern doch hauptsächlich in sozialen Einsatzstellen.

Hinzu kommen relevante offene Fragen, die sich aus den CWS nicht beantworten lassen. Der Theorieansatz bezieht sich auf die Machtverhältnisse von „Schwarz“ und „Weiß“ in postkolonialen weißen Mehrheitsgesellschaften. Die CWS treffen

dabei keine differenzierten Aussagen über die Situationen eines entwicklungspolitischen Freiwilligendienstes, das Leben in einer „Nicht-Weißen“ Mehrheitsgesellschaft, das über das hegemoniale „Weiße“ Subjekt hinaus geht. Zudem bleibt ungeklärt, ob die mit „Weißsein“ verbundenen Privilegien abgelegt oder überwunden werden können – eine höchst relevante Frage in der Bildungsarbeit und der Vertretung des Ansatzes.

3. Die Arbeit mit Freiwilligen – Critical Whiteness auf Subjektebene

Rassismus ist in der pädagogischen Begleitung von internationalen Freiwilligen als Querschnittsthema zu verstehen, egal auf welchem Kontinent die TeilnehmerInnen ihren Freiwilligendienst ableisten. Wie eingangs erwähnt, scheint es seit wenigen Jahren ein großes Interesse innerhalb dieser Bildungsarbeit für die Erkenntnisse der CWS zu geben. Das ist im Ausgangspunkt zu begrüßen. Rassismus sollte ein essentielles Thema der Vorbereitung eines Freiwilligendienstes im entwicklungspolitischen Kontext sein. Dies gilt insbesondere für Rassismen im Rahmen der Auseinandersetzung mit dem (deutschen) Kolonialismus. Deutsche Freiwillige sind in der Mehrheit „Privilegienträger“, beispielsweise durch ihre soziale Herkunft, ihre Bildung und Hautfarbe (Goel 2011: 28). Unter diesen Voraussetzungen liegt eine Einbindung der CWS in die pädagogische Begleitung der Freiwilligen zunächst nahe. Bis jetzt ist allerdings noch nicht geklärt, auf welcher Ebene der Ansatz übersetzt werden kann. Die Leistung der CWS ist zweifelsohne der propagierte Perspektivwechsel, der neue Impulse für die Auseinandersetzung mit Diskriminierung und Rassismus bietet, indem er sowohl bei den pädagogischen Fachkräften als auch bei den Freiwilligen den Blick für eigene Privilegien öffnen kann. Die Beschäftigung mit Rassismus anhand dieses Perspektivwechsels ist jedoch auch sehr anspruchsvoll, insbesondere da es sich um konstruierte Begrifflichkeiten von „Weiß“ und „Schwarz“ handelt, die sich eben nicht auf die Hautfarbe eines Menschen beziehen, sondern Konstruktionen darstellen, die sich auf Ordnungen innerhalb gesellschaftlicher Machtverhältnisse beziehen. Diese Begrifflichkeiten können in ihrer Symbolik, die weit über eine allgemein genutzte Bedeutung von schwarz und weiß hinausgehen, nicht voraussetzungslos und kaum verständlich in die pädagogische Arbeit getragen werden.

Die Theorie der CWS bezieht sich auf gesellschaftliche Prozesse. Daraus leiten sich, wie bereits erwähnt, politische Forderungen der Critical Whiteness Bewegung (CW) ab. Die für Freiwilligendienste relevanteste liegt in der Selbstmarkierung als hegemoniales „weißes Subjekt“ mit seinen Privilegien innerhalb der Gesellschaft. Dieser Perspektivwechsel soll diese eigene Privilegierung thematisieren, die für viele als „Weiß“ markierten Menschen einen blinden Fleck darstellen, besonders

weil das „Selbst“ Gegenstand der Erkenntnis sein soll (Wachendorfer 2001: 98). Hier bezieht sich der Ansatz zunächst klar auf die Ebene des Individuums, welches in der Selbsterkenntnis Ausgangspunkt für gesellschaftliche Veränderungen wird, dem „Weißen Antirassismus“ (Röggl 2012: 73). Genau hier liegt einer der wesentlichen potenziellen Konflikte in der Übertragung in die Bildungsarbeit mit Freiwilligen. In dieser Selbstmarkierung läuft die Übersetzung der Erkenntnisse der CWS Gefahr, innerhalb der Bildungsarbeit ungefiltert auf individueller Ebene angewandt zu werden. Die Kategorisierung als „Weiß“ kann dabei schnell an einen (latenten) Rassismusvorwurf und einer Moralisierung des Einzelnen geknüpft werden. Die Individualisierung wird so zu einer Personalisierung, indem Einzelne mit einem Rassismusvorwurf, quasi mit der Geburt als Teil der „Weißen“ Mehrheitsgesellschaft, konfrontiert werden. Eine solche Defizitorientierung verhindert eine gemeinsame Auseinandersetzung und unterdrückt Potentiale für Motivation und Veränderung. Eine Auseinandersetzung mit der eigenen Position und Verantwortung erfordert Zeit und Sensibilität für das Thema. Die oft konfrontativen bis provozierenden Methoden können sowohl für Freiwillige als auch PädagogInnen zur Überforderung werden, wenn erstere sich nicht zum „Weißsein bekennen“ wollen. Eine solche dogmatische Haltung führt in sich zu Polarisierung und fördert Abgrenzung anstatt Markierungen und Klassifizierungen zu dekonstruieren. Moralisierendes und pauschal verurteilendes Vorgehen kann dabei nur als Angriff auf die eigene Identität verstanden werden.

Auch auf dieser individuellen Ebene läuft der Ansatz Gefahr das zu bewirken, was in der Dichotomie von „Weiß“ und „Schwarz“ angelegt ist. In der Identifizierung zweier Gruppen lauert auch die Gefahr der Identifizierung von „wir“ und „die anderen“. Was der Ansatz auf struktureller Ebene nicht auflösen kann, kann auch die Bildungsarbeit, die sich aus Erkenntnissen von CW speist, nicht bereinigen. Damit können zwar Machtverhältnisse analysiert werden, aber den Freiwilligen kann kein Angebot gemacht werden, diese zu relativieren oder zu überwinden. Das Suchen von Gemeinsamkeiten in dem Abbau von Vorurteilen und Rassismen kann in diesem Rahmen nicht verwirklicht werden. In der Zweiteilung von Gruppen besteht auch für PädagogInnen die Gefahr, einfache Antworten auf komplizierte Probleme zu geben. Struktureller Rassismus lässt sich nicht mit der Eigenmarkierung als „Weiß“ auflösen. Diese Vereinfachung kann zu einem konfrontativen, frontal pädagogischen Stil verführen, der den Handlungsrahmen von Freiwilligen einschränkt und den Druck erhöht alles „richtig“ machen zu müssen. An die Frage, ob sich „Weiße“ Privilegien ablegen lassen, sind somit auch die Handlungsmöglichkeiten Freiwilliger für ihren entwicklungspolitischen Dienst gebunden. Ein Ansatz, der keine umsetzbaren Handlungsoptionen bereit hält, verbleibt in der kritischen Analyse strukturellen Rassismus'. Und lässt damit das Subjekt ohne eine Möglichkeit der Auflösung der Markierung als „Weiß“ alleine.

4. Kritische Impulse für die Auseinandersetzung mit antirassistischer Bildungsarbeit

Die Erkenntnisse der CWS sind für die Arbeit mit jungen Erwachsenen innerhalb der entwicklungs politischen Bildungsarbeit durchaus wertvoll. Der angestrebte Perspektivwechsel bietet die Chance der Selbstreflexion über die eigene Privilegierung, für die PädagogInnen wie auch für die Freiwilligen. Darüber hinaus zeigen sich jedoch (noch?) einige ungelöste Fragen in Bezug auf Begrifflichkeiten und Reichweite der Theorie.

Ebenfalls stellt sich die Frage der methodischen Umsetzung von CW in die pädagogische Praxis mit Freiwilligen. Selbstreflexion kann nicht frontal doziert werden. Sie ist ein Prozess, der innerhalb der pädagogischen Begleitung angestoßen werden kann. Entscheidend ist die Möglichkeit der Reflexion der eigenen Privilegien in der Herkunftsgesellschaft. Die Öffnung dieser Analyseperspektive können die Ansätze der CWS durchaus leisten. Gleichzeitig muss die Begleitung aber auch Raum für die Reflexion eigener Ausgrenzungserfahrungen geben.

Bildungsarbeit sollte nicht dazu benutzt werden „Wahrheiten“ zu verkünden. Vielmehr sollte es einen Rahmen geben, in dem Fragen gestellt werden und vielleicht auch erst einmal unbeantwortet bleiben können. Nur so gelingt es, die Strukturen von Rassismus und Ausgrenzung auf der Ebene der Lebenswirklichkeit und Wahrnehmung der TeilnehmerInnen individuell verständlich und nachvollziehbar zu machen. PädagogInnen sollten sich nicht dazu verleiten lassen, strukturellen Rassismus in konstruierten Positionen von „Schwarz“ und „Weiß“ auf Subjektebene des Individuums lösen zu wollen. Aus diesem Grund kann der Ansatz in der Bildungsarbeit nicht ohne weitere Elemente des Globalen Lernens, die z. T. bereits sehr lange privilegienkritisch arbeiten, gedacht werden.

Angesichts der Problematik möchte ich zur Diskussion stellen, ob in der Auseinandersetzung mit Rassismus auf die Kategorie des „Deutschsein“ und dessen Dekonstruktion zurückgegriffen werden sollte. Sie bezeichnet in ihrem Bezug zu Herkunft und Bekennnis mehr als „Weißsein“ und nimmt damit sowohl strukturelle als auch Alltagsrassismen in den Blick, die in einer Dichotomie von „Schwarz“ und „Weiß“ unbeachtet bleiben würden. Trotz dessen wendet sie sich an „Deutsche“ TrägerInnen, die sich mit seiner Inklusion, und damit aber auch der Exklusion anderer Menschen kritisch auseinander setzen müssen.

Literaturverzeichnis

- Arndt, Susan (2009): Weißsein. Die verkannte Strukturkategorie Europas und Deutschlands, in: Mythen, Masken und Subjekte: kritische Weißseinsforschung in Deutschland, hrsg. von Maureen Maisha Eggers, Grada Kilomba, Peggy Piesche und Susan Arndt, Münster, S. 24-29.
- Arndt, Susan (2009): Rassen gibt es nicht, wohl aber die symbolische Ordnung von Rasse. Der >Racial Turn< als Gegennarrativ zur Verleugnung und Hierarchisierung von Rassismus, in: Mythen, Masken und Subjekte: kritische Weißseinsforschung in Deutschland, hrsg. von Maureen Maisha Eggers, Grada Kilomba, Peggy Piesche und Susan Arndt, Münster, S. 340-362.
- Butterwegge, Christoph (2001): Rassismus und Rechtsextremismus im Zeichen der Globalisierung, in: AfrikaBilder, hrsg. von Susan Arndt, Münster, S. 102-122.
- Goel, Urmila (2011): Rassismus- und privilegiengkritische Bildungsarbeit, in: weltwärts pädagogisch begleiten – Erfahrungen aus der Arbeit mit Freiwilligen und Anregungen durch die Fachtagung in Bonn, hrsg. von Diana Grundmann und Bernd Overwien, Kassel, S. 24-31.
- Priester, Karin (2003): Rassismus – Eine Sozialgeschichte, Leipzig.
- Röggla, Katharina (2012): Critical Whiteness Studies und ihre politischen Handlungsmöglichkeiten für Weiße AntirassistInnen, Wien.
- Wachendorfer, Ursula (2001): Zur Unsicherheit der herrschenden Normalität, in: AfrikaBilder, hrsg. von Susan Arndt, Münster, S. 87-101.